

## Der kulturelle Pluralismus in den Vereinigten Staaten von Amerika<sup>1</sup>

Von Brigitte Fleischmann

»Wir sind Amerikaner von Geburt – il faut prendre son parti. Ich betrachte dies als großen Segen, und ich glaube, ein Amerikaner zu sein, ist eine ausgezeichnete Vorbereitung auf Kultur. Wir haben als Rasse exquisite Qualitäten, und es scheint mir, daß wir den europäischen Rassen insofern den Rang ablaufen, als wir frei mit Zivilisationsformen umgehen können, die nicht unsere eigenen sind, und unser Eigentum auswählen, annehmen . . . und beanspruchen können, wo immer wir es finden. . . . Wir müssen natürlich etwas Eigenes haben, etwas deutlich Erkennbares und Homogenes, und ich nehme an, daß man es in unserem moralischen Bewußtsein, unserer unvergleichlichen, spirituellen Leichtigkeit und Kraft finden wird. In diesem Sinn wenigstens haben wir ein nationales »cachet.«<sup>2</sup>

Henry James dokumentiert mit diesen 1867 geschriebenen Zeilen seinen Glauben an die amerikanische Idee, das heißt, an eine Tradition des Denkens, die über die offizielle Ideologie hinausgeht, und nicht nur Union und demokratische Einheit, sondern eine Einheit aus der kulturellen Vielfalt anstrebt. Stets lebendig und immer wieder verletzt, wurde diese Idee schließlich in der modernen Pluralismuslehre aufgegriffen und präzisiert.

### *Die amerikanische Pluralismuslehre*

Die Pluralismuslehre als kulturologische oder im weitesten Sinn politische Theorie war ein natürliches Produkt der spezifisch amerikanischen Variante einer Philosophie des Pluralismus, wie sie William James vertrat. So war es auch einer seiner Schüler, Horace M. Kallen, der 1915 mit einem Aufsatz die Diskussion um die Grundlagen und die Besonderheiten eines Pluralismus amerikanischer Prägung einleitete.

Unter dem Eindruck der jüngsten monistischen Exzesse des angelsächsischen Rassistismus wurde zunächst eher der Wert der Vielfalt als der Wert der Einheit betont. Tatsächlich jedoch war man sich einig, daß der Pluralismus die den USA adäquate Kultur sei, ja daß er von Anfang an im Wesen der Nation angelegt war. Daher hätte auch – um die Intention des jungen Amerika auszudrücken – das Motto der Vereinigten Staaten nicht nur *E Pluribus Unum*, sondern auch *Unum in Pluribus* lauten müssen.

Auf Grund ihrer Erkenntnisse und Annahmen sah die neue Lehre ihre Aufgabe in

---

1 Grundlage für die Diskussion des geschichtlichen und ideengeschichtlichen Hintergrunds ist Bernard Bailyn et al., *The Great Republic*. Lexington, Mass., 1977, für die Diskussion der Ethnizität die entsprechenden thematischen Aufsätze in Stephen Thernstrom ed., *Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*. Cambridge, Mass., London, England, 1980.

2 Zitiert in Horace M. Kallen, *Cultural Pluralism and the American Idea*. Philadelphia 1956, S. 60 [eigene Übersetzung].

einer Reinterpretation der amerikanischen Geschichte (unter dem Zeichen von Anspruch und Verwirklichung der amerikanischen Idee) und in einem Programm der menschlichen Beziehungen, in dem sich das Bild der »Orchestrierung der verschiedenen Äußerungen von Diversität erfüllt«. <sup>3</sup> Die Frage, wie der Gefahr von Ethnozentrismus und Anarchie einerseits und von Monismus und Dominanz andererseits zu begegnen sei, wurde als zentrales Problem erkannt und dargestellt. Im Widerstreit der Meinungen gerieten selbst die Grundprinzipien der Nation ins Kreuzfeuer, weil sie angeblich nur dem Einen Ganzen und der Einzelperson, nicht aber der Gruppe gerecht wurden und deren Rechte sogar beschnitten. In einer gegensätzlichen Position wurde die Ansicht vertreten, daß es nicht im Sinn eines wahren Pluralismus sei, daß Gruppen und *eo ipso* das Eine Ganze unverändert und unberührt fortbeständen. Im Gegenteil: Pluralismus sei Dynamik und Konflikt. Die amerikanische Ideologie in ihrer Abstraktheit scheinete daher in besonderer Weise geeignet, dieses – notwendige – Wechselspiel der Kräfte zu garantieren.

Das Ergebnis der Auseinandersetzungen war ein weitgehendes Bekenntnis zum Gleichheitsprinzip, unter dem jeder das Recht hat, »anders zu sein«, sei es als Individuum oder sei es als Repräsentant einer Gruppe; und es war ein Bekenntnis zur amerikanischen Ordnung, die breit und flexibel genug schien, um jene Konflikte aufzufangen, die sich nicht schon vorher im aufgeklärten Selbstinteresse der Gruppen und in der Dialektik der großen Gesellschaft und der Diversität gelöst hatten.

Da der Gegenstand dieser pragmatisch orientierten »Philosophie« nicht der ideale Pluralismus, sondern der objektiv wirkliche oder mögliche Pluralismus ist, verliert die theoretische Opposition von Konsens und Pluralismus oder Assimilierung und Pluralismus hier an Schärfe und Bedeutung: »Pluralismus ist etwas mehr Heterogenität, Assimilierung etwas mehr Homogenität.«

### *Diversität und Nationalcharakter*

Die Diversität ist eine Tatsache der historischen und zeitgenössischen Situation der Vereinigten Staaten. Ihr besonderes Muster ergibt sich aus der Uneinheitlichkeit der Urbevölkerung, aus den unterschiedlichen Traditionen der Einwanderer, das heißt aus deren sprachlichem, nationalem, rassischem oder religiösem Hintergrund, und daraus, wie sich die einzelnen Gruppierungen auf amerikanischem Boden und unter dem Druck oder Eindruck der neuen Ambiente voneinander lösten, sich konsolidierten oder auch neu bildeten. Dieses Muster ist ständig im Wandel, so daß ein Katalog der Diversität stets impressionistisch und vorläufig erscheinen muß. Die Aufteilung der weißen Bevölkerung in Nationen, der Nichtweißen in Rassen und der Indianer in Stämme, wie sie in offiziellen Zählungen der USA zu finden ist, entspricht nicht der tatsächlichen Vielfalt.

Diese »ethnischen Gruppen«, wie sie heute allgemein in der Literatur bezeichnet werden, stellen das konstituierende Element der Pluralität<sup>4</sup> amerikanischer Prägung und weitergehend einer pluralistischen Gesellschaft dar. Der Grad ihrer Homogenität und

3 Ebd., S. 98.

4 Dieser Begriff bezeichnet den faktuellen Zustand der Vielfalt; »Pluralismus« dagegen meint entweder die tatsächliche *Gestalt* dieser Vielfalt oder aber die mit dem Problem der Vielfalt befaßte Theorie.

ihrer Integration ins Gesamtmuster hängt von den historischen Erfahrungen der Gruppen ab und davon, wie und aus welchen Gründen sie sich zusammenfanden. Nur einige von ihnen verstanden sich zu bestimmten Zeiten der Geschichte als Interessenverbände. Da aber die Grundlage oder der Zweck ihres Seins nicht ein Mitwirkungsanspruch am politischen Prozeß, sondern der Erhalt von Kultur oder eines kulturellen Bereichs ist, ist die spezifische Form des amerikanischen Pluralismus als kultureller Pluralismus zu bezeichnen.

Der Begriff »ethnisch« kam erst durch die modernen Sozialwissenschaften zu seiner heutigen Bedeutung. Er bezeichnet jede dauerhafte »Versammlung« von Menschen, die sich um fundamentaler sozialer Beziehungen willen oder zum Erhalt von Traditionen, Werten oder Zielvorstellungen zusammenfinden und ihre Gemeinsamkeit auch nach außen kenntlich machen. Die Etymologie des Wortes spiegelt eine Evolution des Wahrnehmens und parallel dazu des Wertens und Bewertens wider. Im frühen englischen Sprachgebrauch bedeutete »ethnic« zunächst nichtchristlich; und wenn man von Ethnizität sprach, meinte man den heidnischen Aberglauben und seine Erscheinungsformen. Dann wurde das Wort gebraucht, um nationale oder Sprachgruppen nichtenglischer Herkunft und schließlich auch Rassen zu bezeichnen. Regionale Gruppen galten erst als ethnisch, als der Begriff offiziell nicht mehr wertend und diskriminierend gebraucht wurde.

Ethnisch ist, was als andersartig erkannt wird, und Ethnizität als erkannte vielfältige Andersartigkeit ist eine Vorbedingung des kulturellen Pluralismus. Ob und wie der Pluralismus sich verwirklicht, ergibt sich aus der Relation der Ethnizität zum »Maßstab, an dem das andere gemessen wird«, das heißt aus dem Verhältnis der Ethnizität zum Nationalcharakter oder zur nationalen Kultur.

Doch »die Suche nach dem (amerikanischen) Nationalcharakter stürzt uns in ein Gewirr komplexer historischer Traditionen«,<sup>5</sup> wie Michael Kammen in seinem 1971 erschienenen Buch *The Contra-Puntal Civilization* sagt. Diese historischen Traditionen werden jeweils nur einer Komponente der amerikanischen Realität gerecht, da sie die Wechselwirkung von alten und neuen Idealen und von Idee, Ideal und objektiver Wirklichkeit unberücksichtigt lassen. Im Zusammenhang mit unserem Thema bedeutet dies, daß wir nur aus dem Gegensatz alter und neuer Denk- und Handlungsweisen erklären können, wie und warum das Fremde und das »Eigene« sich aneinander formten und verformten, und wie diese Wechselwirkung dem Ideal einer pluralistischen Gesellschaft gerecht wurde oder es verriet.

Aus theoretischer Sicht sind die Voraussetzungen für einen kulturellen Pluralismus in den Vereinigten Staaten gegeben. Da ist die Nation mit ihrem Anspruch auf Einheit, und da ist die Pluralität ethnischer Gruppen mit ihrem Anspruch auf kulturelle Autonomie. Zwei Vektoren – die amerikanische Idee und die natürliche Flexibilität von Kultur und Kulturen – sind dafür verantwortlich, daß der Pluralismus kontinuierlich möglich ist. Die Schwächung eines Vektors oder beider Vektoren ist gleichbedeutend mit einer Schwächung des tatsächlichen Pluralismus bis hin zu seiner Negation im Monismus oder aber im Partikularismus.<sup>6</sup> Die tatsächlichen Erscheinungsformen des historischen und

5 A. a. O., New York 1971, S. 3.

6 Das heißt Anhänglichkeit an eine spezifische Kultur und mangelnde Bereitschaft, sich mit über- oder nebengeordneten Systemen zu arrangieren.

zeitgenössischen Pluralismus in Amerika liegen zwischen den zwei Polen – der Idealgestalt und ihrer Negation. Diese Formen sind abhängig davon, welche Interpretation das natürliche Recht der Nation auf eine nationale Kultur und das natürliche Recht der ethnischen Gruppen auf Autonomie erfährt. Die mit dem erstgenannten Recht verbundenen Versuche der Assimilierung konnten freizügig oder zwanghaft sein und entweder auf Integration oder auf Absorbierung zielen. Parallel dazu war der Autonomieanspruch zu Zeiten totalitär, oder er erlaubte bestimmte Alternativen der Teilnahme am Leben der Nation. Assimilierungs- und Autonomiebestrebungen sind dialektisch miteinander verbunden.

### *Der historische Pluralismus und seine Negationen*

Die Auseinandersetzungen der amerikanischen Nation mit ihrer Diversität können letztlich auf die Erkenntnis zurückgeführt werden, daß ein politisches System nicht ohne ein kulturelles System existieren kann. Eine Geschichte des Pluralismus in den USA ist somit auch eine Geschichte der Suche nach einer amerikanischen Identität und Kultur.

Nachdem sich die dreizehn Kolonien als eine Union vereinigter Staaten von England gelöst hatten und die erste Euphorie der neuen Einheit verebbt war, wurde deutlich, daß das nationale Dogma, die Prinzipien von Freiheit, Gleichheit und Suche nach dem Glück nicht genügten, um die beginnende Parteienbildung und Konflikte politischer und sozialer Art aufzufangen und in den Einwanderern, die in Scharen erwartet wurden, patriotische Gefühle zu wecken. Man konnte annehmen – und dies mit gewisser Berechtigung –, daß die Idee und die Emotionen, die sich hinter den abstrakten Formulierungen und den Institutionen der jungen Republik verbargen, dem durchschnittlichen Neuankömmling weniger zugänglich waren als dem, der die Revolution und die Gründung der Nation erfahren hatte. So geschah auf der Suche nach einer amerikanischen Identität und nach einem Modell der Zuwendung, was der amerikanischen Idee im Grunde widersprach: Das Abstrakte wurde konkretisiert, und die politischen Errungenschaften wurden betont als intellektuelles Erbe aus der angelsächsischen Tradition ausgewiesen.

Amerika sah sich weiter als Asyl der Verfolgten und Unzufriedenen Europas; aber der Anspruch der Urheberschaft machte spezifische Merkmale und Eigenheiten der nicht-englischen Bevölkerung sichtbar, die bisher unbeachtet oder unkommentiert geblieben waren. Diese Merkmale wurden um so deutlicher als anders oder sogar störend empfunden, je mehr sich Amerika als exemplarisch verstand und sich im und aus dem Vergleich mit Europa profilierte. Aus dem Gegensatz zwischen dem agrarischen Ideal der Neuen Welt und den Anfängen der Industrialisierung in einer autoritären Alten Welt ergaben sich zusätzliche Differenzierungen. Unamerikanisch wurde gleichbedeutend mit undemokratisch und unrepublikanisch.

Thomas Jefferson wünschte, der Ozean wäre ein Feuermeer und trennte Amerika von den »servilen Massen« Europas; er fürchtete, daß die Europäer ihre in der Unterwerfung erworbenen Gewohnheiten nach Amerika tragen und das politische Ideal untergraben könnten. Seine und die Kritik vieler seiner Zeitgenossen galt aber nicht nur den Massen, sondern auch unamerikanischen Merkmalen bestimmter Volksgruppen, die wie die Deutschen dazu neigten, sich in Gruppen abzusondern. Gleichzeitig gab Jefferson

jedoch zu verstehen, daß Ängste und Befürchtungen kein Vorwand für eine einschränkende Gesetzgebung sein dürften. Obschon sich die meisten der so kritisierten Gruppen als religiöse Gemeinden verstanden, galten sie als separatistisch, weil sie nationale Traditionen, die Sprache, Umgangsformen oder politische Gewohnheiten bewahrten. Religiöse und politische Interessen schienen auf zu unterschiedlichen Ebenen zu liegen, als daß sie miteinander in Konflikt gerieten: Durch die Trennung von Kirche und Staat waren die Haltungen der Zeit nur-religiösen Verbänden gegenüber relativ liberal.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen führten Vorbehalte, wie sie von Jefferson und anderen geäußert worden waren, nicht zu einer Auseinandersetzung mit dem Fremden auf offizieller Ebene. Und unter den Ausnahmen waren es nicht unamerikanische, sondern angeblich antiamerikanische Verhaltensweisen, die mit Sanktionen belegt wurden. Antiamerikanisch war, was gegen die Minimalanforderungen der Amerikanisierung verstieß. Die Konditionen dieser Amerikanisierung – Verzicht auf Erbtitel und politische Bindungen an eine andere Nation, Treue zur Verfassung –, so einfach und plausibel sie erscheinen, waren offen für Interpretation und Mißinterpretation. So kam es, daß Unruhen (die von einigen Neueinwanderern mitgetragen wurden), parteiliche Konflikte und äußere Bedrohungen 1798 zu einer kurzfristigen Verschärfung der Naturalisierungsgesetze führten. Eine Maßnahme, die eigentlich als Affront der regierenden Föderalisten gegen die Republikaner und deren »politischer Ausbeutung der Einwanderer« gedacht war, diskriminierte die Fremden an sich und führte zu einer Polarisierung, in der alt und neu wie Synonyme von amerikanisch und unamerikanisch gebraucht wurden.

Derartige Ausflüge in den Dualismus wiederholen sich in der amerikanischen Geschichte bis in unsere Zeit, und sie sind unweigerlich mit einem Sündenbocksyndrom verbunden. Aber es handelt sich dabei vorwiegend um Ereignisse, das heißt, um jeweils vorläufige Ergebnisse aus den konkurrierenden Strömungen der Zeit. Die eigentlichen Haupttendenzen der frühen Republik spiegeln sich in zwei Haltungen wider, die beide mehr oder weniger gewollt dem Pluralismus oder zumindest einer tolerierten Pluralität Vorschub leisteten. Während die Kritiker eines tatsächlichen oder vermeintlichen Partikularismus der nichtenglischen Gruppen deren unamerikanische Merkmale bloßstellten, waren die Argumente der zeitgenössischen Befürworter einer kulturellen Diversität zwar impressionistisch, dafür aber um so euphorischer. Die letzteren bestärkten die nationalen Kulturen in ihrem Selbstverständnis; das Ja der ersteren zur Ideologie Amerikas, insbesondere zur Dezentralisierung und zum Prinzip der Gleichheit, erlaubte und garantierte den Fortbestand von Kulturen. Der feste Glaube der Zeit an die Macht der Umgebung und an eine natürliche, wenn auch gradualistische Amerikanisierung erleichterte diese Treue zur Ideologie und damit auch den Verzicht auf Mechanismen der Anpassung und auf Indoktrination.

Das Vertrauen in die formende Kraft der Umgebung blieb auch dann wirksam, als mit den großen Einwanderungswellen zwischen 1815 und 1860 eine Überschwemmung mit »servilen Massen«, die man befürchtet, aber aus wirtschaftlichen Erwägungen eingeleitet hatte, wahr zu werden schien. Zu einer Zeit, in der durch das Überwiegen der protestantischen Bevölkerung etwas wie ein nationaler Konsens hergestellt war, mußte das große Kontingent an Katholiken in der Immigration wie eine Bedrohung der Nation und des politischen Lebens erscheinen. Dies war nicht notwendigerweise ein Bruch mit der Freizügigkeit gegenüber den Religionen: Katholiken galten als demokratieunfähig,

wel sie – wie man meinte – von einem ausländischen Potentaten abhängig waren. Wie eine Kongreßkommission in späteren Jahren rückblickend feststellte, erwies sich diese sogenannte »alte Immigration« jedoch im Endeffekt als assimilierbar. Dies bedeutet nun nicht, daß sich die kulturellen Unterschiede verwischten, sondern daß die Konflikte der ersten Generation sich in den nachfolgenden Generationen entschärften.

Die anfängliche Polarisierung löste sich auf. Das freie Land im Westen und die alles überschattenden, wachsenden Differenzen zwischen den freien Nordstaaten und den Sklavenstaaten des Südens trugen dazu ebenso bei, wie die Art und Weise, in der sich das Alte und das Neue auseinandersetzen. Wie befürchtet und erwartet, wollten sich die Einwanderer nicht mit der »generalisierten Moral« der amerikanischen Gesellschaft abfinden. Neueingewanderte Protestanten wie Katholiken gründeten ihre eigenen national-religiösen Gemeinden mit Einrichtungen, vor allem Schulen, die bewußt der Erhaltung von Tradition dienen sollten. Diese kulturellen Inseln, vor allem der Katholiken, konnten als Absage an die umfassende Kirche und damit als ein Zugeständnis an die amerikanische Situation gewertet werden. Die amerikanische Gesellschaft war nicht imstande, diesen Partikularismus zu überwinden, auch wenn sie den Pfarrschulen ihre »common schools« entgegensetzte, der kirchlichen Gemeinsamkeit der Neueinwanderer ihre eigenen Wiedererweckungsbewegungen und der sozialen Verfaßtheit der Neuen ihre eigene Besessenheit mit dem Thema Amerikas: »Charakter und Individualismus«.

Wie sehr diese Einwanderung eine Herausforderung war, zeigt sich an der Heftigkeit, mit der die radikalen Elemente in antikatholischen und generell fremdenfeindlichen Kampagnen reagierten, aber auch daran, daß das offizielle Ideal schließlich revidiert wurde und an die Stelle der angelsächsischen Überlegenheit »die Überlegenheit des an der Freiheit und an den republikanischen Tugenden geschulten Amerikaners« gesetzt wurde. Ein ursprüngliches Motto der Nation, *novus ordo seclorum*, wurde nun wieder bewußt gebraucht, um zu verdeutlichen, daß Amerika bereit und willens war, sich in positiver Weise mit dem Neuen auseinanderzusetzen. Diese Revision war gleichzeitig ein Eingeständnis der Hilflosigkeit angesichts der veränderten Konstellationen, eine selbstaufgelegte Verpflichtung und ein Angebot der Integration an jene, die die Situation ausgelöst hatten. Am Ende der »alten Immigration« war das Spektrum der kulturellen Formen weiter denn je; aber die Mehrzahl der Einwanderer hatte von dem breitgefächerten Angebot der Amerikanisierung Gebrauch gemacht und bekannte sich zum einen oder anderen Aspekt der amerikanischen Kultur oder zum einen oder anderen Aspekt einer ethnischen Tradition. Daß der Wandel in den Ansichten über die amerikanische Identität und deren Quellen eher kumulativ als synthetisch war, spielte für die Amerikaner in der Zeit des Bürgerkriegs, des Wiederaufbaus, der ersten Phase der Industrialisierung und Urbanisierung nur eine untergeordnete Rolle.

Doch wie kaum eine Periode der Geschichte der Vereinigten Staaten zeigte dann die sogenannte »neue Einwanderung« vor und nach 1900, wie sich Ideen »im Exil« radikalisierten. Durch die Zahl und Fremdartigkeit der meist aus Süd- oder Südosteuropa stammenden Immigranten fühlten sich die Amerikaner und Amerikanisierten im eigenen Lande isoliert. Die eigene Einheit und die Definition dieser Einheit wurden zum vordringlichen Problem; der Imperativ einer geschlossenen Haltung gegenüber der neuen Diversität machte eine Referenz nötig, die klar umschrieben und geschichtlich belegbar war. Historiker und Politiker verwiesen daher auf eine Zeit, die im Rückblick

als ein Muster der Homogenität erscheinen mußte, und auf eine Nationalität, die sich im wesentlichen zu jener Zeit geformt hatte: Man meinte die frühe Republik, aber die öffentliche Meinung sprach von der angelsächsischen Tradition. Bestärkt durch pseudowissenschaftliche Erkenntnisse aus der Evolutionslehre und aus dem Sozialdarwinismus schlug der Stolz auf dieses Erbe in einen angelsächsischen Rassismus um.

### *Anfänge und Gestalt des modernen Pluralismus*

Selbst wenn wir vom *a priori* einer Kontinuität der amerikanischen Idee absehen, kann behauptet werden, daß der angelsächsische Rassismus seinen Widerspruch schon in sich trug. Als Bewegung war er in sich gespalten, da er in seinen monistischen Bestrebungen die sofortige und totale Anpassung wollte und in seinen dualistischen Bestrebungen die Einwanderer als nicht assimilierbar ansah. Die tatsächliche Zusammensetzung der amerikanischen Identität und des – atavistischen – angelsächsischen Anspruchs auf diese Identität waren zu gegensätzlich, um auf die Dauer übersehen zu werden. Aus der Opposition zu einer inhumanen Ideologie, die von Rassen und Nationen, nicht aber von Menschen sprach, kamen humanitäre Bemühungen, die die Einwanderer in ihrem Widerstand und ihrem Rekurs auf die eigene Kultur bestärkten. Aus der Opposition zu den Exzessen der Amerikanisierung erwuchs der Traum vom Schmelztiegel Amerika, in den alle Rassen, Nationen und Kulturen ihr Bestes einbrachten, und der Traum der jungen, rebellischen Intellektuellen vom »transnationalen Amerika als dem intellektuellen Schlachtfeld der Welt«.

Als dritte und langlebige Variante ging auch die Vorstellung einer pluralistischen Gesellschaft zunächst durch eine Phase, in der sie eher Vision als Handlungsanleitung war. Die Anerkennung des Pluralismus als Gestaltungsprinzip geschah allmählich und erst in umfassender Weise, nachdem die Auswüchse des Rassismus im nationalsozialistischen Deutschland die verheerenden Wirkungen der Rassenideologie in tragischer Weise verdeutlicht hatten. Inzwischen hatte sich die soziale Landschaft Amerikas grundlegend gewandelt; durch die große Depression und das Gebot gemeinsamer Anstrengungen im *New Deal* und im Zweiten Weltkrieg hatten sich die kulturellen Unterschiede nivelliert. Die USA waren auf dem Weg zu einer Massengesellschaft, die ihren *élan vital* zuerst im *New Deal* aus der »staatlich geförderten« Diversität des Regionalismus und in und nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Härte bezog, mit der sie gegen verdächtige Nationalitäten und die Vertreter einer unamerikanischen politischen Ideologie vorging. Aus dem Unbehagen mit diesen Entwicklungen und aus dem Gefühl der Verlorenheit in der Masse bereitete sich eine Renaissance der ethnischen Vielfalt vor. Die Sozialwissenschaften trugen mit Studien, die den Wert der überschaubaren Gemeinschaft und den Wert von Kultur an sich verdeutlichten, zu dieser Tendenz bei.

Die Frage, ob das moderne Amerika eine pluralistische Gesellschaft sei, wird in der einschlägigen Literatur sowohl bejaht wie verneint, in beiden Fällen mit den unterschiedlichsten Begründungen. Wer übersieht, daß Konflikt zum Wesen des Pluralismus gehört, ja daß Pluralismus eigentlich »a promise of disharmony«, ein Versprechen der Disharmonie ist, wird es vorziehen, lediglich von der Pluralität Amerikas zu sprechen. Die immer wiederkehrenden Diskriminierungen von Gruppen und der Ausschluß von Minderheiten aus dem amerikanischen Leben können dabei als Indiz verwendet werden. Im Pluralismus definiert das Ethnos sich selbst; doch die Grenzen, die z. B. die schwarze

Minderheit von der Gesellschaft bis zum Inkrafttreten der Bürgerrechtsgesetze trennten, waren von außen auferlegt; und die andere Hautfarbe ist noch immer Anlaß zu einem Separatismus auf persönlicher Ebene. Andererseits wird jedoch argumentiert, daß die USA auf dem Weg zur drei- oder viergeteilten Gesellschaft seien; allein durch die Unterschiede der drei großen Religionen und die Existenz der Farbigen sei noch ein gewisses Maß an »Uneinheitlichkeit« gegeben. Die bereits angesprochene Tendenz zur Massengesellschaft brachte Amerika den Ruf einer »pluralistischen Gesellschaft ohne Diversität« ein. Wie wir sahen, entstand dieser Eindruck in Krisenzeiten, in denen die Notwendigkeit zu überleben Kultur zum Luxus machte oder in denen sich die große Gesellschaft dem Ethnos annäherte, und in der Absicht zu verstehen, das Fremde ins Vertraute übersetzte und so gleichsam wegerklärte.

Gegen beide Argumente, das der puren Pluralität und das der mangelnden Diversität, spricht die Regelmäßigkeit, mit der Ethnizität in Amerika immer wieder auftaucht und mit der die Relation von *unum* und *pluribus* sich wandelt. Gerade die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte sind Zeugnis für die Hartnäckigkeit, mit der sich Kultur und Kulturen behaupten. Die Tatsache, daß sich die Gesellschaft nicht mehr mit Neueinwanderungen großen Stils befassen mußte und daß bereits Assimilierte sich freiwillig für die überschaubare Gemeinschaft oder Kultur entschieden, wirkte sich auf die Haltungen gegenüber der Diversität sowie auf die Art aus, in der sich die ethnischen Gruppen mit dem umfassenden Ganzen arrangierten. Kulturelle Spielformen werden heute weitgehend als eine Quelle neuer Energie und Vitalität betrachtet: die Nation – um mit Henry James zu sprechen – »erhebt wieder Anspruch auf ihr Eigentum, wo immer sie es findet«. Die Erscheinungsformen der Diversität haben sich unter den modernen Konditionen geändert. Während sich in der Vergangenheit die einzelnen ethnischen Gruppen auch dadurch unterschieden, daß sie uneinheitliche Zugeständnisse an das umgebende System machten, geht die Entwicklung heute zu mehr Konformität; wer bereits gelernt hat, als Amerikaner zu leben, wird die Aspekte oder die Dimension der ethnischen Kultur hervorheben, die in direktem Gegensatz zu den Defekten der amerikanischen Kultur stehen. Der Sozialwissenschaftler Milton Gordon konnte in einer 1964 veröffentlichten Studie davon sprechen, daß ethnische Gruppen fortbestehen oder wiederaufleben, wenn ihre Sozialstrukturen intakt sind. Diese Beobachtung war im historischen Kontext richtig, ist aber nicht allgemein gültig: Auf Grund des stetig anwachsenden Gefühls der Entwurzelung waren die zwischenmenschlichen Beziehungen zu neuer Bedeutung gekommen; die Entscheidung für die Gruppe war eher Zuwendung als Rückkehr, denn die kulturellen Äußerungen spielten dabei eine untergeordnete Rolle. Für die Relation zur großen Gesellschaft bedeutet dies, daß sich ein sozialer Partikularismus mit einem Ja zu den Idealen und der Ideologie der amerikanischen Nation paarte.

»Im Gegensatz dazu leitet sich die Identität oder das Gefühl dazuzugehören in der sogenannten neuen oder symbolischen Ethnizität aus der Vergangenheit oder aus den zeitlosen Symbolen der Region ab. Die wesentlichen Merkmale der neuen Entwicklung, die in den siebziger Jahren begann, sind der Bezug auf die unmittelbare, natürliche Umgebung oder aber die Betonung der symbolischen Aspekte von Kultur und das Credo zu den kulturellen Ausdrucksformen und zu den Errungenschaften der Vorfahren; die Vergangenheit ist dabei sowohl erinnerte wie rekonstruierte Vergangenheit. Wenn das Symbolische Vorrang hat, ist die Gruppe nicht mehr notwendigerweise der



Ort der kulturellen Gemeinsamkeit. Dieser weithin erkennbare Verzicht auf die soziale Komponente hat der neuen Ethnizität den Vorwurf mangelnder Eigenständigkeit eingebracht und Amerika den Vorwurf eines Scheinpluralismus.«<sup>7</sup>

Auf Grund des Widerstreits unterschiedlicher Interessen, des Wandels durch Annäherung und des Wandels durch Polarisierung, ist ein Pluralismus ohne Kulturverluste nicht denkbar. Daher scheint es auch unerheblich, daß Kultur hier ihre soziale Struktur verloren hat; die entscheidende Frage ist, ob dieser Verlust symptomatisch für eine wachsende Konformität ist.

Da es sich bei der symbolischen Ethnizität um die Rückkehr einer »dritten«, das heißt, assimilierten Generation zur Tradition handelt, liegt der »Verdacht einer Modeerscheinung, der Nostalgie oder sogar eines geschickten Schachzugs monistischer Kräfte nahe«. <sup>8</sup> Wenn wir aber davon ausgehen, daß die Besinnung auf die Vergangenheit eine angemessene Antwort auf das Unbehagen mit der Gegenwart ist, so haben hier die Mode und die Nostalgie zumindest ihre *raison d'être*. Ein weitaus überzeugenderes Argument für die Echtheit der neuen Bewegung liefert uns deren Entstehungsgeschichte. Die Rückkehr zum Ethnos war eine Folgeerscheinung der Bürgerrechtsbewegung. Das neue Ethnos sah sich nach dem Vorbild der Schwarzen und später der Indianer und Chicanos eher als (kultureller) Interessenverband denn als kulturelle Enklave. Die Entscheidung für die Ethnizität war freiwillig und bewußt; die Entscheidung für die symbolische Ethnizität war pragmatisch: Sie berücksichtigte, daß unter den gegebenen Umständen eine Rückkehr zur Gruppe die Zersplitterung von überregionalen Gemeinschaften bedeutet hätte, daß Gruppen kaum mit der großen Gesellschaft und dem Angebot der Mobilität konkurrieren konnten, und schließlich, daß jeder einzelne bereits in einem Netzwerk von Abhängigkeiten befangen war.

Die Erfahrung »Vietnam« fügte dem eine neue Komponente hinzu. Der historische Rassismus, die Fremdenfeindlichkeit und der Ethnozentrismus der früheren Jahre konnten als Perversionen der amerikanischen Idee gewertet werden. Mit »Vietnam« war die amerikanische Idee selbst stigmatisiert. Dem Prestigeverlust des Amerikanischen entsprach der Gewinn des Ethnischen. Um die gewonnene Überlegenheit auszudrücken, bietet sich die symbolische Dimension an. Sie schließt den Alltag und das Alltägliche aus und ist so in besonderer Weise geeignet, das Eigene zu glorifizieren. Dazu kommt, daß die kulturellen Äußerungen – sichtbar, prägnant und mit Bedeutung beladen – ein geeignetes Gegenbild zur Konturenlosigkeit der »Kultur der Masse« darstellen.

Die Gewichte haben sich verlagert. Doch während noch von seiten dieser einstigen Minoritäten der Versuch gemacht wird, die Verschiebungen auch politisch umzusetzen, erwächst der »ethnie métaphysique« eine Opposition aus den eigenen Reihen. Die ethnische Literatur beweist es; hinter den der Geographie und der Historie entnommenen Symbolen wird die Landschaft als unveräußerlicher Teil der physischen Ganzheit Amerikas und die Landschaft als Raum der amerikanischen Geschichte wieder sichtbar: »Pluralismus ist immer Entwurf, nie Errungenschaft.«<sup>9</sup>

7 Paraphrasiert nach einer Idee von Berndt Ostendorf, »Literary Acculturation. What Makes Ethnic Literature »Ethnic.« In: Regis Durand/C. Thomas/M. Lecomte (Hrsg.), *Pratique et Discours de l'Ethnicité*. Université de Lille, III, im Druck.

8 Ebd.

9 Kallen, *Cultural Pluralism*, S. 50.

Im selben Tenor beschließt Michael Walzer 1980 seinen Aufsatz »Pluralism: a political perspective«. <sup>10</sup> Der Pluralismus als »föderative Wirklichkeit« (William James) wird in den USA auch heute noch als ein Experiment betrachtet, in dessen Verlauf nur minimale Korrekturen nötig oder möglich sind. Im Gegensatz zur europäischen Auffassung ist Pluralismus kein »Kampfbegriff«, der sich wie bei H. Laski gegen die Souveränität des Staates richtet oder sich wie bei E. Fraenkel aus dem Vergleich und in Opposition zum totalitären Staat definiert.

Amerika ist anders. Seine Geschichte ist Zeugnis dafür, daß sich die Gestalt der Diversität und damit die Gruppeninteressen kontinuierlich wandeln. Dies ist dem Versuch hinderlich, einen verbindlichen und gerechten Modus für die Teilnahme von Gruppen am politischen Leben zu entwickeln. Darüber hinaus erscheint ein solcher Versuch auch kaum erforderlich: Unähnlich der europäischen Situation, in der ganze Völkerschaften einer Nation einverleibt wurden, handelt es sich in den USA um eine Immigrantengesellschaft, die sich durch die Mobilität ihrer Mitglieder auszeichnet und der radikale Autonomiebestrebungen weitgehend fremd sind. Da zudem die »Gesellschaft als eine Kollektion von Gruppen, der Staat als eine Organisation individueller Bürger« <sup>11</sup> betrachtet wird, scheint eine Interessenkollision von Kultur und Politik theoretisch unwahrscheinlich.

Auf Grund dieser Erfahrungen und der spezifischen Staatsauffassung beschränkt sich der normative Gehalt der amerikanischen Pluralismuslehre hinsichtlich des Staates auf die Forderung, Toleranz zu üben. Ein zusätzliches Postulat ergibt sich aus dem neuen Selbstverständnis jener Gruppen »unfreiwilliger« Amerikaner – Schwarze, Indianer, Chicanos –, die in der Bürgerrechtsbewegung begannen, ihre Interessen in politischen Begriffen auszudrücken. Pluralisten, die in diesem Zusammenhang das Recht des Staates auf Intervention und kompensatorische Maßnahmen zugunsten bestimmter Minderheiten bejahten, rückten damit einen Schritt von der liberalen Tradition des Pluralismus ab. Dieser Schritt ist jedoch nicht als der Beginn einer Europäisierung zu werten. Der europäischen Forderung nach Abstinenz des Staates steht die amerikanische Forderung nach einer Ausweitung der Leistungen des Staates gegenüber; der Loyalitätenkonflikt, der ein Hauptargument für den theoretischen Pluralismus Europas ist, findet in Amerika offensichtlich nicht statt: »Es ist die primäre Funktion des Staates und der Politik im allgemeinen, dem einzelnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und in einer pluralistischen Gesellschaft ist Ethnizität einfach eine der Hintergrundkonditionen für diesen Auftrag. Die ethnische Identifizierung gibt dem Leben vieler Männer und Frauen Bedeutung, aber sie hat nichts mit ihrem Status als Bürger zu tun.« <sup>12</sup>

---

10 In: Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups, S. 781-787.

11 Ebd., S. 785.

12 Ebd., S. 787 [eigene Übersetzung].